

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Warschan-Rufwesten	66

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1914.

Inseraten - Annahme durch die
Anzeigenverwaltung der Wochenschrift
"Die Zukunft" (Alfred Weiser)
Berlin SW. 68, Friedländerstr. 207. Fernsp. 226, 8740 u. 3197
(s. a. vorletzte Umschlagseite).

Dr. Hoffbauer's (ges. gesch.) Jolimbin-Tabletten

mit 0,006 Jolimbin. — Anregungsmittel ersten Ranges. — Kräftigend.
10 Tabletten = 2,25 M. || 50 Tabletten = 7,50 M. || 200 Tabletten = 25,— M.
25 Tabletten = 4,— M. || 100 Tabletten = 13,50 M. || 500 Tabletten = 50,— M.
Literatur versendet gratis: Elefanten-Apotheke, Berlin, Leipziger Strasse 74.

MOSSE & SACHS

Berlin NW. 7
Unter den Linden 56
(Haus Zollerhof) Bankgeschäft
Fernsp.: Zn. 12450-52
Telegrams - Adresse:
Samosbank

NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ
 **SALZ**
ist das allein echte Karlsbader
Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Ueber Liebesgaben!

Alfred Kerr hat jüngst die großen Worte geschrieben: „Auch wir, die fern vom Felde sind, wir alle kämpfen mit, wir alle sterben mit“. Diesen Worten liegt die große allgemeine Hilfsbereitschaft zugrunde, die unser deutsches Volk, alle Zurückgebliebenen, wie ein einziger großer Rausch beherrscht.

Auf ein Telegramm des Kronprinzen hin wurde sein Armeekorps mit großen Mengen von Zigarren versorgt. Vater und Mutter, Bräute und Geschwister senden täglich Feldpostbriefe an ihre Angehörigen und denken, wie wird er sich freuen, wenn er diese Paketschen öffnet. Die Feldpost hatte in den ersten Wochen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die Hauptföhrung mußte sein, Munition und Lebensmittel an die Front zu liefern. In der Zwischenzeit wurde ein Teil der Post durch Franktireurs aufgegriffen und zerstört, ein anderer Teil bei Bränden in Bahnhöfen vernichtet. Der weitaus größte Teil der Post hat jedoch seinen Empfänger erreicht. Wie groß ist die Freude, wenn die Grüße aus der Heimat den Krieger im Felde erreichen, während der, welcher leer ausgeht, traurig zusehen muß. Daher erlahmt nicht in dem schönen Brauch, Liebesgaben zu senden. Aber neben Zigarren und Tabak, neben Schokolade, Dauertwurst, warmen Hemden, Socken und Pulswärmern, sollte man nicht vergessen, jeder Sendung ein Mittel gegen Katarrhe beizufügen.

Schon im Kriege 1870/71 wurden die Soldaten viel von Erkältungen und Husten geplagt. Viel mehr ist dies jedoch jetzt der Fall, da durch das unglaublich schnelle Vorgehen und die beständigen Kämpfe es oft nicht möglich ist, Quartiere aufzusuchen, sondern oft wird die Nacht im freien Felde oder in Schützengraben zugebracht.

Katarrhe bekämpft man am besten durch Meßbé-Sonnen, einem wirksamen und unschädlichen Pflanzenpräparat, welches daher jedem Gabenpaket beigelegt werden sollte. Meßbé-Sonnen werden von der Firma E. P. Dieseldorff, Berlin, In den Selten 21, zu dem mäßigen Preis von Mk. 1,— hergestellt und können direkt oder durch Apotheken bezogen werden.

Ein ins Feld gehender Arzt schreibt: „Bitte senden Sie mir umgehend 10 Röhrchen Meßbé-Sonnen. Die „Sonnen“ haben sich mir bei Angina und Katarrhen sehr gut bewährt, und ich verspreche mit von ihrem Gebrauch im Felde viel Nutzen.“

Abonnementspreis (vierteljährlich 18 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5,65, pro Jahr M. 22,60; Ausland M. 6,30, pro Jahr M. 25,20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.



Berlin, den 17. Oktober 1914.

Warschau = Antwerpen.

Deutscher Krieg.

Die Verächter des Krieges, all die blonden, schwarzen, grauen Kinder, die ihn, mit der Sirupzunge hehrer Menschlichkeit, seit Jahrzehnten in Schimpfreden sudelten, sind stumm geworden. Oder schnauben Soldatenlieder; vernichten in wirren Auffächchen die wider uns verbündeten Großmächte; stehen eine nur um Puttenköpfe noch gaukelnde „Kulturwelt“ an, uns die Erlaubniß zu grausam kräftigem Handeln, zu ungestüm heftigem Kampf gnädig zu gewähren. Schon scheinen sie bereit, Luthers Frage, ob „Kriegsleute auch in seligem Stande sein können“, ohne Bedingniß zu bejahen. „Man schreibt und sagt viel, welche große Plage der Krieg sei. Das ist, Alles, wahr. Aber man sollte auch daneben ansehen, wie vielmal größer die Plage ist, der man mit Kriegen wehrt. Summa: man muß im Kriegssamt nicht ansehen, wie es würgt, brennt, schlägt. Denn Das thun die engen, einsältigen Kinderaugen, die dem Arzt nicht weiter zusehen, denn wie er die Hand abhaut oder das Bein absägt, sehen aber oder merken nicht, daß es, um den ganzen Leib zu retten, zu thun ist. Also muß man auch dem Kriegs- oder Schwertsamt zusehen mit männlichen Augen, warum es so würgt und gräulich thut: so wird sich selbst beweisen, daß ein Amt ist an ihm selbst göttlich und der Welt so nöthig und nützlich wie Essen und Trinken oder sonst ein ander Werk. Daß aber Etlliche solches Amt mißbrauchen, würgen und schlagen ohne Noth, aus lauter Muthwillen: Das ist nicht des Amtes, sondern der Person Schuld. Wo ist je ein Amt, Werk oder irgendein Ding so gut, daß die muth-

willigen, bösen Leute es nicht mißbrauchen?" Der Orgelton solcher Worte braust endlich wieder ins Ohr ihrer Heimath. Die von Louis Napoleon, dem holländischen Bonaparte, in seinem Buch über Julius Caesar ausgesprochene Hoffnung, des Fremdlings Angriff werde den Parteienzwist schnell, wie des Gärtners Messer die Unkräuter, ausjäten und der Nation das Glück innerer Einung bescheren, hat den Krieg niemals lange überlebt. Daß sie nur Volksgenossen noch, nicht Fraktionen mehr und Parteien, fortan kennen, haben auch 1866 und 70 die Regirenden, haben vor elf Wochen im Bourbonenschloß Sozialdemokraten und Königische, in Westminster Briten, Iren, Ulstermänner, in der Gossudarstwenaja Duma Großrussen und Litauer, Zaristen und Demokraten, Juden und Popen gesagt. Nach jedem Friedensschluß verschwebte der holde Wahn ins Himmelsblau, wurde, im Reichsgebäude, mit anderen Waffen der Krieg um die Macht weitergeführt. Wer den draußen tobenden, weil er den inneren übertönt, entschuldigen zu dürfen glaubt, hat die Wohlthat, die Volkbildnerkraft guten Krieges nicht empfunden; ihm ist er noch ein Barbarenerbe, das der Gesittete schamhaft auf sich nimmt, nicht, wie vor hundert Jahren der deutschen Seele Niebuhrs, das höchste Erlebnis: „die Seligkeit, mit allen Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu theilen; Jeder, der es mit Klarheit genoß, wird sein Leben lang nicht vergessen, wie liebend, friedlich und stark ihm zu Muth war!“ Nach diesem Erlebnis mahnte der Franke Jean Paul Friedrich Richter, der den Deutschen eine „Friedenspredigt“ gesendet hatte, die Eltern, Gattinnen, Bräute, Geschwister, denen auf dem Schlachtfeld ein lieber Jüngling gestorben war, im Schmerz nicht zu vergessen, daß von allen Sterblichen dem Geliebten der schönste Tod geworden sei. „Weinet eure Thränen wieder; aber wenn sie abgetrocknet sind, schauet fester und heller den Kämpfenden nach. Vater, Mutter, schau Deinen Jüngling vor dem Niederstinken an; noch nicht vom dumpfen Kerkerfieber, des Lebens zum Zittern entkräftet, von den Seinigen fortgezogen mit einem frohen Abschiednehmen voll Kraft und Hoffnung, ohne die matte, harte Betrübniß eines Stierbockens, stürzt er in den feurigen Schlachtod mit einem ledern Herzen, von hohen Hoffnungen umflattert, vom gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre umbraust und getragen, im Auge den Feind, im Herzen das Vaterland.“ Diese Bereitschaft zu stolzem, zu fast neidvoll fro-

hem Erinnern müßte durch die Wirkung allgemeiner Wehrpflicht (deren Nothwendigkeit lange vor Scharnhorst und Boyen der niederländische Jude Baruch Spinoza erkannt hat) tief in jedes Herzens Willen gerammt worden sein. Was wäre diese Pflicht, wenn sie den Erfüller in Barbarei zurückzwänge? Wenn der Ruhm friedlichen Sinnes das würdigste Ziel allen Strebens bliebe? Daß sie nicht ins Speckige Gewimmel friedlicher Völker taugen, ist der Deutschen edelste Wesenszier. Friedlich ist ein Volk, dem das Behagen mehr gilt als die Macht, das lieber erbt als erobert und das, wenn es satt wird und Kurzweil hat, gern auch fremdem Willen sein Leben anpaßt. Weil sie, noch im werdenden Reichthum, bei so schöner Wonne sich nicht beschieden, werden die Deutschen von gestern und heute hinter die heiligen Schatten des „Volkes der Dichter und Denker“ gewiesen, die das Gedächtniß unserer Feinde zärtlich häßlich. Ist denn nicht unser Recht, nicht, eigentlich, unsere Pflicht, das von diesen Denkern und Dichtern Geschaffene als Saatgut in immer breitere Erdschollen einzustreuen? Mit eisernem Pflugchar den starren Boden zu lockern, daß es nicht auf seiner Oberfläche keimlos verlande? Nach dem Sag von Sedan hat Treitschke gefragt, woher der Haß des Auslandes wider den deutschen Staat stamme; wie zu erklären sei, daß nach einem Kampf, „wo Recht, Mäßigung, Menschlichkeit ausschließlich auf der Seite des Angegriffenen erscheint, die Oeffentliche Meinung fast des gesammten Auslandes laut oder heimlich für den Angreifer Partei nimmt und ihm durch ihren Beistand die Fortsetzung des Krieges ermöglicht.“ Der letzte Grund der Mißgunst, meint er, liegt im Wesen des preussisch-deutschen Staates. „Der will nach außen eine Macht entfalten wie Frankreichs centralisirter Militärstaat und zugleich seinen Provinzen und Gemeinden eine Selbständigkeit gestatten, die sonst nur in neutralen Kleinstaaten möglich scheint. Er will die technische Tüchtigkeit des monarchischen Beamtenthumes mit der freien Bewegung englischer Selbstverwaltung verbinden. Er hat das Räthsel gelöst, wie eine hochgebildete Nation zugleich ein Volk in Waffen sein könne; er soll, wenn einst unsere Volkswirtschaft den weiten Vorsprung anderer Länder eingeholt haben wird, auch die schwerere Aufgabe lösen, wie einem reichen Volk die Grundpfeiler kriegerischer Tugend, Gemeinfinn, Einfachheit der Sitten, Kraft des Willens und des Leibes, erhalten

bleiben. Er will seiner Nation die schöne Menschenfreundlichkeit demokratischer Sitten bewahren, ohne der Gleichheitsfärserei der Romanen zu verfallen.“ Deshalb wird dieser Staat ringsum gehaßt? Nach solchen Zielen haben auch andere Völker hingestrebt; und einzelne sind ihnen nicht allzu fern geblieben. Nur das deutsche Volk ist der Krieger seiner Idee; unter allen großen Völkern das einzige, das Herdglück und Wohlstand, Gegenwart und Zukunft an den Kampf für seines Glaubens Inhalt setzt. Und in diesem Krieg sicht es mit wuchtigerer, tiefer ins Fleisch des Feindes einschneidender Waffe als Hellas einst für seinen Olympos, Israel für den Logos-Gott, die Galiläergemeinde für den Heiland. Drum wird es gehaßt. Wird Tröpsen und eiteln Halbwissern vorgeschwaht, sein Schwert gehorche dem Wink niedriger Raubgier und Herrschsucht. Ist aber nicht nach jedem Krieg, den Deutsche für die Sache der Deutschen führten, die Erde im Innersten reicher, die Menschheiternte köstlicher geworden? Hat nicht, seit der Italer hinsank, der einmal noch Frankreichs Glorie erneute, nicht schon seit dem ersten Sturz dieses Bonaparte der Weltwesten den lautersten Theil seiner Kraft, den dauerbarsten, aus deutschem Born geschöpft? Kant, Goethe, Stein, Bismarck, Scharnhorst, Mollke, Beethoven, Mozart: wo wuchsen ihnen Gleiche? Und ist nicht jeder für die Leistung, für das Vermächniß dieser Großen geführte Krieg ein guter, der seine Schwerter heiligt? Weil aus ihm (nicht dem Sieger nur) Hoffnung spricht, ist er ein frommes Werk; weil er den einzigen Weg in Freiheit wies, also nothwendig war, ist er, nach dem Wort Macchiavellis, gerecht.

Endet drum die bärniglichen Versuche, Deutschlands That zu entschuldigen. Flennet nicht länger Fremdlingen, die Euch nicht hören möchten, vor, wie lieb uns das auf die Lippe geschminkte Friedenslächeln war und wie innig wir bedauern, daß Verschwörtüde uns in den Zwang zum Kriege riß. Endet, Staatschreiber, den Wortstreit gegen sündliche Zunftgenossen, deren Ueberlegenheit Ihr nicht wegzanken könnt und die nur lächeln, wenn sie aus Eurem mühsällig gequirkten, über entlehnenem Spiritus langsam erwärmten Brei das Bröckchen löffeln, an dem ihre „Selbstsucht“ ersticken soll. Daß nationale Selbstsucht Euch nicht Pflicht, sondern Sünde dünkt, mühtet Ihr fernem Blick wenigstens bergen. Endet auch, Volksschreiber, das niedrige Geschimpf auf die Feinde, das

nicht aus Leidenschaft, nur aus lüsterlichem Drang nach Massenbeifall kommt und uns immer wieder aus der Andacht dieser Stunde ekelt. Der Krieg ist Euch nicht mehr Gräuel und, wie der „Kulturwelt“ Rahels Wamhagen, wüste Schlägerei. Doch er sei Euch auch nicht Geschäft, wie Venen, die „vaterländische Gaben“, schwarzweißroth verschnürt oder bebändert, ins Schaufenster legen oder auf der Straße ausschreien. Ihr werfet Euch in die Woge, streichelt sie, die Euch trägt, und brüllet das Lied von Unschuld und Niedertracht, um das Ohr des Menschenklumpens gegen die Erinnerung zu täuben, daß Ihr, kaum ein Bißchen sanfter, gestern unser Staatswesen der selben Frevel ziehet, die ihm nun die Feinde ins Schuldbuch schreiben. (Unnöthige Mühe: Blätter aus dem vorigen Herbst den jetzt gilbenden zu vergleichen, hat selten Einer Muße; unnützliche: wer sich in solchen Vergleich schickte, wäre vom Aberglauben an Oeffentliche Meinung bis ans Lebensende geheilt.) Daß die Durchleuchtung und Vereitelung arglistiger Trugpläne unserer Staatsmannschaft mißlang, ist kein Grund, auf dem wir die Flagge frömmster Sittsamkeit hissen dürfen. Nicht als willenlos Uebertöpelte haben wir das ungeheure Wagniß dieses Krieges auf uns genommen. Wir haben es gewollt. Weil wirs wollen mußten und durften. Der Teutonenteufel würgte die Winsler, deren Bitte um Entschuldigung uns, in den Wundern hohen Erlebnisses, lächerlich macht. Wir stehen nicht, stellen uns nicht vor Europens Gericht. Unsere Macht soll in Europa neues Recht schaffen. Deutschland schlägt. Wenn es seinem Genius neue Bezirke erobert, preist die Priesterschaft aller Götter den guten Krieg.

Wofür?

Nur der für die Aufgabe einer Truppengattung Vorgebildete darf mit ins Feld. Nur der des Staatsgeschäftes Kundige dürfte über den Kriegsertrag laut mitreden. Nicht der, daheim oder draußen, als untauglich erwiesene Diplomat noch der mit Gefühlsdüften besprengte Bummeldilettant. Allgemeine Wehrpflicht bedingt allgemeines Stimmrecht? Die Frage mag ruhen; auch das Verlangen nach Gleichheit dieses Rechtes soll heute nicht geprüft werden. Vernunft aber müßte vor der Anmaßung eines Amtes warnen, zu dem jede Vorschulung fehlt. Politik ist eine Kunst, die nicht in den Mußestunden des Hirnes, die nur in der leidenschaft-

lichen Hingebung eines ganzen Lebens zu meistern ist. Jetzt bieten Hinz und Kunz, Dichter Fant und Professor Krümel, als Politiker, in der Zeitung Rath und Hilfe an. Wadere Leute, deren Wissenschaft von dem neuen Bezirk ihres Strebens auch nur aus dieser Zeitung stammt. Sie würden wüthen, wenn ein nicht von der Gildenbehörde Abgestempelter in ihren Gelehrtentram dreinspräche; würden die Menschheit geschändet glauben, wenn über ihre ungreiflich hohen Werke Einer urtheilte, der sie nur im Zerrspiegel der Rezensionen sah: und thun, mit größerem Gegenstand, doch, wie so Verruchte thäten. Weil sie seit drei Monaten emsig ihr Morgen-, Mittag-, Abendblatt lesen, dünkeln sie sich zum Spruch berufen. Ohne Kenntniß der Vorgänge und Personen, ohne Ahnung des Nothwendigen und Möglichen richten sie die Völker und vertheilen die Erde. Dummer Schwatz, mit dem ehrfurchtlose Geschäftigkeit dem Kunden die Zeit hangen Wartens zu kürzen sucht. Wir sind am Anfang eines Krieges, dessen Entwicklung und Dauer unerrechenbar und in dem bis heute noch kein Gegner niedergewungen ist. Dem Schwert das Ziel zu weisen, den Friedensschluß still, klug, kräftig vorzubereiten, ist des Staatsmannes Pflicht; zu erfüllen vermag sie nur einer, den Kurzsicht und Fehlgriff noch nicht uns Vertrauen der Volksgenossen brachte und dem der Feind nicht ein zerfnittertes Versprechen oder anderes Altenspapier ans Zeug flücken kann. Wer öffentlich spricht, muß sich einstweilen in Grundfätze eingrenzen. Wir führen den Krieg nicht, um Sünder zu strafen, auch nicht, um geknechtete Völker zu befreien und uns dann am Bewußtsein uneigennütigen Edelsinnes zu rösten. Wir führen ihn vom Fels der Ueberzeugung aus, daß Deutschland nach seiner Leistung breiteren Erdraum und weitere Wirkensmöglichkeit fordern darf und erlangen muß. Die Mächte, denen es seinen Aufstieg abtrotzte, leben noch und einzelne haben sich von der Schwächung erholt. Spanien und das Niederland, Rom und Habsburg, Frankreich und England besaßen, beherrschten, besiedelten große Strecken des fruchtbarsten Bodens. Nun schlug die Stunde deutscher Vormacht. Der Friedensschluß, der sie nicht sichert, ließe den Aufwand unbelohnt (selbst wenn er Duzende blanker Milliarden in die Reichsschatzkammer brächte: Europas Schicksal hinge am Willen der Vereinigten Staaten von Amerika). Wir kämpfen nur für uns: und sind dennoch gewiß, daß alle zum Guten Willigen sich bald des

Ertrages freuen dürften. Denn mit dem Krieg, dessen Gefahren eine läppische Ohnmacht mehrte, muß auch die Politik enden, die alle Aufrechten von der Gemeinschaft mit dem stärksten Festlandsreich abgeschreckt hat. Wir brauchen Land, freie Wege ins Weltmeer und für den Geist und die Sprache, die Waare und den Wechsel Deutschlands die selbe Geltung, die je irgendwo solchen Gütern ward.

Weißer und Schwarzer Adler.

Das Gerede der Erdvertheiler hüpfte um eines Wahnes Gerippe; sorgenlos munter, als grünte aus dem bleichen Bein saftiges Leben. Während dem Russenheer, das im September bis an Ungarns Grenze vordrang, Verwaltungsbeamte nach Galizien und in die Bukowina folgten, hörten wir die Frage erörtern, wie weit in Nord und Süd das Königreich Polen sich dehnen und wer drin herrschen solle. Ein Erzherzog von Oesterreich? Der König oder ein Prinz von Preußen? Der wettinische Nachfahr Augusts des Starken? Nur ein Czartoryiski oder Radziwill? Die Antwort schwankt. Von Tag zu Tag aber wurzelt der Glaube sich fester ein, daß dieses Königreich auferstehen werde. „Rußland muß bis an den Ladogasee zurückgedrängt werden und einem polnischen Pufferstaat Platz machen, der von der Südgrenze der (einem deutschen Fürstengeschlecht überlassenen) Ostseeprovinzen bis an die Karpathen und an die Küste des Schwarzen Meeres reicht.“ Das Gerücht, eine von Amtes wegen berufene Kommission brüte über solchem Plan, kann Erwachsene nicht schrecken. Unter dem Aufruf eines deutschen Truppenführers stand: „Gegeben im Königreich Polen.“ Damit war wohl der historische Begriff gemeint. Als die Preußen, 1866, in Oesterreich eingerückt waren, ließ ihr Oberkommando einen Aufruf verbreiten, der in den Satz auslörnte: „Sollte unsere gerechte Sache obsiegen, dann dürfte sich vielleicht auch den Böhmen und Mähren der Augenblick darbieten, in dem sie, gleich den Ungarn, ihre nationalen Wünsche verwirklichen können.“ Im Auftrag der Polenfraktion forderte danach Herr von Lubiencki im Landtag, daß seinem Volk gewährt werde, was den Böhmen verheißen worden war. Bismarck antwortete kühl, daß in Feindesland von einem General Verkündete falle nicht in den Bereich staatsrechtlicher Untersuchung. Noch ist also Unwiderprüfliches nicht geschehen. Doch schon in dem Glauben, daß es ge-

schehen könne, nistet eine Gefahr. Spuken durch Deutschlands Weihezeit denn Gespenster? Neben dem Königreich Preußen, das sich nicht selbst schmälern will, darf nie ein Polenstaat leben.

Friedrich Wilhelm der Zweite wollte ihn retten. Graf Herberg, sein erster Minister, hoffte, aus freundschaftlichem Verkehr mit der Adelsrepublik dem König Danzig und Thorn, Posen und Kalisch zu erschmeicheln. Er irrt. In Warschau erwacht wieder der Wunsch, das Hoheitszeichen des Weißen Adlers bis nach Königsberg zu tragen. Der Vertrag, der Polen und Preußen verbündet, wird zerrissen, dem Sachsenhaus Wettin die Jagellonenkrone noch einmal, als vererbbarer Besitz, angeboten und erst von dem sterbenden Polenstaat, den Katharina schon ihrer Allmacht versallen wähnt, erlangt Friedrich Wilhelm, nach einem unsauberen Handel, die Landstücken, die er begehrt hat. Ein Jahr danach: Aufruhr in Warschau. Der Preußenkönig schlägt die Polen bei Rawka, erobert Krakau und fordert die Weichsellinie. Nun vereinen Oesterreich und Rußland sich gegen den „natürlichen Feind“. Den Beiden soll die Hauptmasse Polens zufallen; Rußland in den Donauprovinzen eine Sekundogenitur gründen, den Habsburgern dafür den Erwerb von Bayern, Bosnien, Serbien, Venedig gönnen und Suworows Heer gegen Berlin vorschicken. Doch die Dritte Theilung Polens giebt dem verwitternden Reich Frankreichs noch mehr Polen, als es verdauen kann. („Die neue Grenze am Bug und an der Pillica war sehr günstig; sie eröffnete die Häfen der Provinz Preußen dem freien Verkehr mit dem Holz- und Getreidereichthum des inneren Polens und gab dem Staat die vielbewunderte uneinnehmbare Position zwischen Weichsel, Bug und Narew. Preußen besaß jetzt unter zehneinhalb Millionen Einwohnern an vier Millionen Slawen und lief Gefahr, seiner großen deutschen Zukunft entfremdet zu werden“: Treitschke.) Während in Ostpreußen beschlossen wird, alles den Preußen entriessene Polenland, sammt Warschau, das Bonaparte im Christmonat 1806 als den Erlöser empfangen hat, wieder dem Sachsenkönig, dem blind dienernden Anbeter des unermesslichen Imperators, zu geben, arbeitet in Nassau Freiherr vom Stein an der Denkschrift, die auch der Ostmark die Möglichkeit gesunden Lebens schaffen soll. „Wir finden in Polen einen Adel, bei dem Veränderlichkeit, Leichtsinns, Sinnlichkeit, Völlerei, Hang zu Ränken herrscht, einen wenig zahlreich-

den Bürgerstand, die meisten Städte unter dem Druck der Gutsherrn; der größte Theil der Nation, der Bauernstand, ist ohne Eigenthum, ohne Freiheit, der Willkür seiner Erbherrn preisgegeben, in die tiefste Unwissenheit, Roheit, Unreinlichkeit versunken. Doch bei all ihren Fehlern besitzt die Nation einen edlen Stolz, Thätigkeit, Energie, Tapferkeit, Edelmuth und Bereitwilligkeit, sich für Vaterland und Freiheit aufzuopfern, womit sie viele Fähigkeiten und Fassungskraft vereint. Sie wurde verunedelt durch die zwei Jahrhunderte dauernde Einmischung der Fremden in die Geschäfte des Staates, durch Gewaltthätigkeit und Bestechung. Selbst unter den schwachen Regirungen der drei letzten Vollenkönige, die den Untergang des Staates vorbereiteten, herbeiführten und vollendeten, findet man Männer, die durch hohen Sinn, unerschütterlichen Muth, brennende Vaterlandliebe die edelsten Charaktere der Geschichte erreichten. Die Theilung von Polen zeigt das traurige Bild einer durch fremde Gewalt unterjochten Nation, die in der selbständigen Ausbildung ihrer Individualität zerstört wurde, der man die Wohlthat einer sich selbst gegebenen freien Verfassung entriß und an ihrer Stelle eine ausländische Bureaukratie aufdrang.* Stein will den Bauer befreien und aus dem stumpfenden Elend der Besitzlosigkeit heben; will die Erbunterthänigkeit und die Plage willkürlichen Zwanges abschaffen, dem Gewerbe in Freiheit helfen und allen Volksschichten die Wohlthat ständischer Verwaltungsaufsicht gewähren. Aber er will noch mehr. „Die polnische Nation ist stolz auf ihre Nationalität; sie trauert, ihren Namen, ihre Sprache erlöschen zu sehen, und feindet den Staat an, der ihr dieses Leid zufügt. Sie würde diesem Staat anhangen, wenn man ihr eine Verfassung gäbe, bei der ihr Nationalstolz beruhigt und der Besitz ihrer Individualität gesichert wird. Diese nicht zu zerstören, sondern auszubilden, wird Jeder für einen Gewinn halten, der nicht mechanische Ordnung, sondern freie Entwicklung und Veredelung der eigenthümlichen Natur jedes Völkerstammes für den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft hält.“ Er hofft, die Stirn der Polen werde sich entrunzeln, wenn Friedrich Wilhelm der Dritte sich zu ihrem König krönen und ihren tüchtigsten Edelmann als Statthalter in Warschau regiren lasse. Das klang anders als Hohms Rath, den Polen stets zu mißtrauen, es ihnen aber nie zu zeigen. Die an so würdiges Urtheil Fremder

faum noch gewöhnte Nation hat dem ins Ministeramt zurückkehrenden Freiherrn gedankt (Prinzessin Luise Radziwill hat früh seinen Werth richtig geschätzt); doch die Wirksamkeit seines Planes wurde gar nicht erst erprobt. Noch einmal erwähnt er ihn, da er, im Sommer 1808, in Gemeinschaft mit Scharnhorst und Grolman dem König räth, sich dem Kaiser von Oesterreich zum Kriege gegen Napoleon zu verbünden. Friedrich Wilhelm soll den Polen für die Abkehr von Frankreich die Wiederherstellung ihres Staates versprechen. Solche Feuerlocken zünden nicht in der Bürgerseele dieses Königs. Der will, nach dem leidigen Erlebniß der Jahre 1806 und 1807, nicht mehr kämpfen, wenn nicht Schicksal dazu zwingt; ist zufrieden, wenn Zar Alexander ihn vor neuem Ungemach schirmt, und erlaubt nur die schüchterne Frage, ob England für den Fall eines Krieges wider den Erzfeind dem armen Preußen mit Truppen, Waffen, Geld (zehn Millionen Thaler, als Almosen und Anleihe) beistehen werde. Durch die Aufwühlung Polens den barocken Imperator in Zorn reizen, auf deutscher Erde, nach dem Muster der Jakobiner, die *levée en masse* vorbereiten? „Immer exaltirt!“ Und eine Krone, Preußens, drückt schwer genug. Noch Polens? Nein.

Das Polenreich ist nicht auferstanden. Louis Napoleon wollte es wecken. Oesterreich und Preußen, meinte er, sänden für ihre polnischen Provinzen in Deutschland ja leicht Ersatz; und das „Nationalitätsprinzip“ (auf dieses Wort, diesen lockenden Köder war der Träumer höchst stolz) fordere die Wiederkehr polnischer Selbstherrschaft. Nach dem Krimkrieg läßt er in London und Wien anpochen: doch nirgends ward aufgethan. Fürst Czartoryski, dem der Kaiser kräftige Hilfe zugesagt hatte, mußte sich weiter mit Hoffnungen füttern. Auch aus den ins Spreeland gefäthen Körnern war nichts gekeimt. Christian von Bunsen, Preußens Gesandter, hatte im April 1854 aus London an den Ministerpräsidenten eine Denkschrift geschickt, die seinem König empfahl, die Ausdehnung Oesterreichs bis in die Krim und die Wiederherstellung Polens zu fördern. Die Partei des Preußischen Wochenblattes (Bethmann-Hollweg, Robert Holz, Albert Pourtalès und Genossen) schien ähnliche Wünsche zu hegen. Höret Bismarck: „Ich erinnere mich der umfangreichen Denkschriften, welche die Herren unter sich austauschten und durch deren Mittheilung sie mitunter auch mich für ihre Sache zu gewinnen suchten. Darin war als ein Ziel aufge-

stellt, nach dem Preußen als ein Vorkämpfer Europas zu streben hätte, die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen mit Einschluß von Petersburg an Preußen und Schweden, des Gesamtgebietes der Republik Polen in ihrer größten Ausdehnung und die Zerstückelung des Ueberrestes durch Theilung zwischen Groß- und Klein-Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehrheit der Klein-Russen schon dem Maximalgebiet der Republik Polen gehört hatte. Zur Rechtfertigung dieses Programmes wurde mit Vorliebe die Theorie des Freiherrn von Hagthausen-Abbenburg (Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands') benutzt, daß die drei Zonen mit ihren einander ergänzenden Produkten den hundert Millionen Russen, wenn sie vereinigt blieben, das Uebergewicht über Europa sichern müßten. Aus dieser Theorie wurde die Nothwendigkeit der Pflege des natürlichen Bündnisses mit England entwickelt, mit dunklen Andeutungen, daß England, wenn Preußen ihm mit seiner Armee gegen Rußland diene, die preußische Politik in dem Sinn, den man damals den ‚gothaer‘ nannte, fördern würde. Die Frage, ob Palmerston oder ein anderer englischer Minister geneigt sein würde, Arm in Arm mit dem gothaisirenden Liberalismus und mit der Fronde am preußischen Hof Europa zu einem unheilvollen Kampf herauszufordern und englische Interessen auf dem Altar der deutschen Einheitbestrebungen zu opfern, die weitere Frage, ob England dazu ohne anderen kontinentalen Beistand als den einer in toburgische Wege geleiteten preußischen Politik im Stande sein würde: diese Fragen bis ans Ende durchzudenken, fühlte Niemand den Beruf, am Allerwenigsten die Fürsprecher derartiger Experimente. Die Phrase und die Bereitwilligkeit, im Parteiinteresse jede Dummheit hinzunehmen, deckten alle Lücken in dem windigen Bau der damaligen westmächtilichen Hofnebenpolitik. Mit diesen kindlichen Utopien spielten sich die zweifellos klugen Köpfe der Bethmann-Hollweg'schen Partei als Staatsmänner aus; (hört!) hielten es für möglich, den Körper von sechzig Millionen Groß-Russen in der europäischen Zukunft als ein *caput mortuum* zu behandeln, das man nach Belieben mißhandeln könne, ohne daraus einen sicheren Bundesgenossen jedes zukünftigen Feindes von Preußen zu machen und ohne Preußen in jedem französischen Krieg zur Rückendeckung gegen Polen zu nö-

thigen, da eine Polen befriedigende Auseinanderetzung in den Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich ist, ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Politiker hielten sich damals nicht nur für weise, sondern wurden in der liberalen Presse als Weise verehrt. * Der nach Fuchten und Blut riechende Junker warnt den Prinzen von Preußen vor den „Plänen zur Ausschlichtung Rußlands.“ Zu dem von der Prinzessin Augusta und von den Bethmännern behutsam Zugerichteten spricht er frei von der Leber: „Jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Betheiligung belastet uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich: die Polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen.“ Die Schätzung russischer Freundschaft sinkt in der Hochmuthszeit Gortschakows und steigt dann wieder bis in die klare Erkenntniß des Werthes, den Rußlands Wohlwollen in den Schicksalsjahren 1813, 1866, 1870 für Preußen hatte. („In diesen drei Kriegen hätten wir ohne Rußlands Beistand und wohlwollende Neutralität unseren Sieg wohl kaum auszunützen vermocht.“) Das Urtheil über Polen wandelt sich nicht. Louis Napoleon hat nicht verwunden, daß er auf dem Pariser Kongreß für seine polnischen Schützlinge nichts durchsetzen konnte. Als Rußland von naher Revolution bedroht scheint und Alexander der Zweite sich dem wiener Hof freundlich zeigt, läßt der Franzosenkaiser seinen Vetter Jerome ostwärts rufen, das franko-russische Verhältniß müsse fortan von der warschauer Stimmung die Farbe erhalten. Also ist Polen noch nicht verloren? In alter Jagellonenherrlichkeit steht es auf und streckt sich noch einmal von der Oder bis an die Karpathen und den Dnjepr.

Wieder ein Traum; nicht nur des Träumers in den Tuileries. Ein Mann will das Nachtnebelgewebe zerreißen und seiner Nation ein Kleid wirken, das sie am Tag tragen kann; ein Herr: Marquis Wielopolski. Dieser nüchterne Landwirth und kluge Politiker, dessen stämmigen Willen gründliche Staatswissenschaft beräth, glaubt nicht, daß Polen sich von Rußland lösen könne, und wünscht nicht, daß sichs mit den Deutschen, den Erzfeinden, verständige. Sein Ziel ist: ein fester Bund der beiden Slawenvölker unter dem Dach des russischen Kaiserhauses, das den Polen die liberale Verfassung von 1815 zurückgiebt, die Bildungsmöglichkeiten breiter ausbuchtet,

die Bauern auf die Stufe des zu freiem Handeln und redlichem Erwerb fähigen Menschen hebt, den Juden das Christenrecht gewährt und dadurch dem dünnen Bürgerstand einen zum Kampfe ums Dasein tüchtigeren Körper schafft. Die zwölf Häupter des Geheimen Volksausschusses, die Männer der Rebellenphrase und der Verschwörung beschden den herrischen Feind jeder gesekhsen Meuterei. Auf ihr Geheiß wird, im Februar 1861, laut die dreißigste Wiederkehr des Tages gefeiert, an dem Polens Heer tapfer, (doch sieglos) bei Grochow gegen die Russen kämpfte; wird der alte Statthalter Fürst Michael Gortschakow, der bei Grochow mitgekämpft und Warschau gestürmt hat, durch Straßentumulte zu gewaffneter Abwehr gezwungen; eine allgemeine Landestrauer (in neuer Nationaltracht) beschlossen; und vom Zaren Alexander die rückhaltlose Anerkennung des uralten Polenrechtes auf freie Selbständigkeit gefordert. „Während die Wirksamkeit der kaiserlichen Behörden erlahmte, vermochte die geheime Regierung bald, auch die Lauen oder Abgeneigten unter ihren Landkleuten zum Gehorsam zu zwingen. Jede polnische Dame, die sich in buntem An-

zug blüthen ließ, würde öffentlich aus der Straße verbannt, den widerspenstiger Kaufleute wurden geplündert und ruffinnte Polen am hellen Mittag auf das Schwerste mißhandelt. Polizei erschien immer erst dann auf dem Platz, wenn die Thäter bracht und die Thäter entflohen waren. So ging binnen Wochen die ganze Autorität der Staatsgewalt in die Hände zwölf unbekanntten jungen Männern über, deren Streben in Begeisterung der Jugend, der Frauen und des Klerus geäußert wurde und deren Befehle zu mißachten, gefährlicher war, als die russischen Anordnungen zu trozen“: Sybel.) Ueber Wien steigt Mikroslawski, der „General“, der mit Garibaldi und die europäische Revolution und die Niederwerfung Rußlands durch die Westmächte vorbereitet, die russische Truppenausmarsch in Polen zu hindern trachtet und überall den Glauben verbreitet, des Zarenreiches Zerfall habe begonnen. Doch in Petersburg findet der Marquis eine seinem Plan günstige Stimmung. Alexander Nikolajewitsch, dessen mildes Herz sich nur schauderhafte Härte entschließt, hofft noch, die Polen zu versöhnen; und sein Kanzler Gortschakow (Alexander, der Vetter des Statthalter) möchte seinem Land den im Wetibewerb mit Oesterreich und

ßen unbequemem Ruf des barbarischen Polenfechters abtragen, den Lieblingwunsch Napoleons erfüllen und den seiner Applaus-sucht behaglichen Zustand franko-russischer Freundschaft erneuen. Im März wird Wielopolski zum Vorsitzenden eines Staatsrathes ernannt, der jede Rußlands Oberhoheit wahrende Freiheit bewilligen und allen Schichten des Polenvolkes haltbare Lebensgrundlagen sichern soll. Preußens Gesandter, Otto von Bismard, runzelt die Stirn; auch Nothwendiges, meint er, dürfe man nicht in einer Stunde gewähren, in der es durch Ausrubr erpreßt scheinen könnte. Aus Petersburg schreibt er an den Minister Freiherrn von Schleiniß: „In der warschauer Angelegenheit ist eine Mischung von Mangel an Voraussicht und Schwäche hervorgetreten, die für ernstere Schwierigkeiten nichts Gutes zu prognostizieren scheint. Ich habe kein Mittel versäumt, die Stimmung des Kaisers zu festigen, nachdem sie anfangs, unter dem richtigen Gefühl, daß mit brutalem Ungeschick verfahren worden sei, ziemlich weich war. Gortschatow hat mir, wie ich glaube, Allerhöchsten Ortes beige-standen; den liberalen Koterien gegenüber hat er aber für nützlich erachtet, sich seiner sonstigen Diskretion zu entschlagen, und den von mir gemachten, energischen Vorstellungen eine weitere Publi- zität gegeben, als der Geschäftsbetrieb mit sich brachte, so daß german influence einigermaßen herhalten muß, um zu motiviren, daß der Kaiser den Schmerzensschrei (der Polen) so kühl abgese- rligt hat.“ Nach Wielopolskis Ernennung: „Dreißig Jahre hindurch duldete man die wohlbekanntem Mißbräuche, die in allen russischen Gouvernements fortbestehen, und eine dreiste, aber materiell ohn- mächtige Demonstration bringt über Nacht die Erkenntniß, daß man nicht strafen, sondern organische Reformen einführen müsse, und zwar mit umgehender Post. Man wußte die Grochowfeier vorher und konnte sie leicht verhindern. Ein Pole sagte mir auf meine Frage nach dem Eindruck des Statutes, daß er es auffasse wie das Verfahren eines Bankiers, der seinen Sohn mit selbstän- digem Kapital etablire, mit dem Vorbehalt, ihn wieder ins Ge- schäft zu nehmen, wenn er nicht reussire. Ein Russe äußerte: Polen ist für uns eine magere Kuh, die wir auf die Weide jagen und die uns wieder in den Stall kommt, wenn sie sich in Galizien einen Bauch gefressen hat. An dem Besitz des ganzen Polens hängen die heuti- gen Nationalrussen nicht sehr; nur Augustowo, den nordöstlichen

Zipfel, möchten sie dem Königreich, aus Liebe zu geraderen Linien auf der Karte, etwa noch abschneiden. Das Uebrige, sagen sie, mag seine polnische Nationalität nun entwickeln, ein selbständiges Leben führen, sich bei dem Zerfallen Oesterreichs Westgalizien annectiren: wir sind zu stark, um es innerhalb der Grenzen, die dem Reich verbleiben, zu fürchten; und die bisherige Gemeinschaft und Ueberwachung ist uns lästig, stört unsere Einheit und schwächt uns für anderweite Aktion. Sind die Schwächen und Mißgriffe in Warschau wirklich durch Verabredungen mit Frankreich bedingt, so ist Gortschakow, nach der ewigen Regel der Pakte mit dem Teufel, der Betrogene, er mag es leugnen oder verdecken, wie er will.“

Als Bismarck Staatsminister geworden ist, steht Polen wieder in Aufruhrsbrennst. Die warschauer Behme hat aus Galizien, Posen, Westpreußen, Pommern die Verwandten, hat sogar die Ruthenen zur Einung aufgerufen, sich zur Nationalregierung ernannt, jedem Bauer den von ihm bestellten Acker als Eigenthum zugesprochen und verkündet, sie habe geschworen, nicht zu ruhen, bis das Großpolen von 1771 frei wieder unter dem Weißen Adler athme. Auf die drei Häupter des neuen, sanften „Systems“, den Statthalter Großfürsten Konstantin, den Militärgouverneur General Lüders und den Verwaltungschef Wielopolski, ist geschossen, der ganze Anhang Mieroslawski und seiner Gehilfen mit Musketen und Säbeln, Dolchen und Gift aus England, Frankreich, Belgien (ein großer Theil der Waffen kam aus Lüttich) ausgerüstet, russische Soldaten sind im Schlaf überfallen, getödet und verbrannt worden. Endlich, sagt Alexander Gortschakow lächelnd, ist das Geschwür reif; wenn wir den Einschnitt gemacht und den Eiter herausgedrückt haben, wird eine vernünftig milde Herrschaft möglich werden. „Sein Popularitätsbedürfniß macht ihn widerstandsunfähig gegen liberale Strömungen in der russischen, Gesellschaft“. Für Preußens deutsche Zukunft war Rußlands Haltung eine Frage von hoher Bedeutung. Ein polenfreundliches russisch-französisches Bündniß hätte das damalige Preußen in eine schwierige Lage gebracht.“ So spricht Bismarck (dem Alexander der Zweite 1861 den Uebertritt in russische Dienste angetragen hat). Er schickt den General Gustav von Alvensleben nach Petersburg; in der Instruktion, die er mitgibt, ist der wichtigste Satz: „Der König von Preußen ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Inter-

essen beider Regierungen durch jede polnische Schilderhebung in gleicher Weise gefährdet sind und daß jede Emanzipation des polnischen Elementes von der Autorität des Kaisers ihre Wirkungen nicht auf die Grenzen des Königreiches Polen beschränken, sondern eben so sehr die Sicherheit der benachbarten königlichen Provinzen wie die der westlichen Gouvernements des Kaiserreiches gefährden wird. Das Ergebniß dieser Sendung ist die ruffo-preussische Militärkonvention vom achten Februar 1863, über die Bismarck an den Grafen Bernstorff nach London schreibt: „Durch den Abschluß, der unter großem Widerstreben Gortschakows erfolgte, auf bestimmten Befehl des Kaisers, verschafften wir, so viel an uns lag, der antipolnischen und antifranzösischen Partei im Cabinet des Kaisers die Oberhand und die bis dahin schwankenden Entschliehungen erfolgten im Sinn der entschlossenen Unterdrückung des Polenaufstandes. Den britischen Eifer gegen unsere Konvention kann ich mir nur aus der Unbekanntschaft der Engländer mit den intimeren Verhältnissen der kontinentalen Politik erklären. Polens Unabhängigkeit ist gleichbedeutend mit einer starken französischen Armee in der Weichselposition; und jede Verlegenheit, die man Rußland in Polen bereitet, ist ein Zwang Rußlands zur Verständigung mit Frankreich. Wir können den Rhein nicht halten, wenn wir Polen im Rücken haben.“ In einem Gespräch mit dem Englischen Gesandten Sir Andrew Buchanan sagt er, Preußen könne an seiner Grenze ein unabhängiges Polen niemals dulden und würde, um das Aufkommen einer ihm feindlichen Macht zu hindern, nach einem polnischen Sieg über Rußlands (damals schwaches) Heer selbst das Königreich besetzen. Der Brit: „Das wird Europa niemals erlauben! Niemals!“ Der Preuze: „Wer ist Europa?“ Buchanan: „Die großen Nationen.“ Bismarck: „Sind sie schon darüber einig?“ Sie scheinen einig; nicht nur die Westmächte: Oesterreich ist mit ihnen. Sein Reichberg lehnt den Vorschlag, sich mit Rußland und Preußen über die Polensache zu verständigen, ab, weil „das zwischen den drei Kabinetten von Wien, London und Paris hergestellte Einvernehmen ein Band zwischen ihnen bildet, von dem Oesterreich sich jetzt nicht lösen kann, um, abgesehen, mit Rußland zu unterhandeln.“ Franzosen und Schweden könnten in Kurland einbrechen. Dann, sagt Bernstorff in Bismarcks Auftrag dem Minister John Russell, fliegt Preußens

Schwert aus der Scheide. Sechzehntausend Franzosen sollen in Triest landen und mit den Oesterreichern nach Warschau marschiren? Solche Pläne umwölken selbst Alexanders friedlich heiteren Sinn. Er schreibt an König Wilhelm nach Gastein, daß er vielleicht bald den Degen ziehen müsse. „Niemals wären bei richtiger Haltung Oesterreichs die Westmächte so weit vorgeschritten. Zwischen uns giebt es kein Mißtrauen. Ich wäre glücklich, wenn die ruhmreiche Waffenbrüderschaft erneut würde, die unsere Völker einst verbunden hat, und wenn Dein Einfluß auch Oesterreich diesem uns Allen nöthigen Vertheidigungsbündniß gewönne.“ Ohne wiener Beistand, meint der Zar, wird Napoleon nicht fechten; ist Oesterreich nicht in Vernunft zurückzubringen, dann müßten wir erwägen, ob wirs nicht gemeinsam, vor der Möglichkeit französischer Hilfe, überwältigen und am Rhein dann mit den Franzosen abrechnen sollen. Wie ist dem großen Preußen der Versuch mit stärkerer Lockung genahet. Der Staat Friedrichs will im Deutschen Bund, muß in Deutschland das Bestimmungsrecht Oesterreichs brechen: und der Herr aller Reussen bietet die Gelegenheit zu rascher Niederwerfung des Nebenbuhlers. Bismarck hat wohl eine Woche lang die Frage „gefnetet“; jede Antwort bis ans Ende durchgedacht. Eintagserfolg oder feinere Arbeit, die langsamen Ertrag liefert? Napoleon könnte nicht still sitzen; und schlage er schnell, dann hätte Preußen die Hauptlast des Krieges und Rußland die Wahl der Stunde, in der es Frieden schließen will. Gortschakows Rußland, das in Sehnsucht nach Frankreichs Freundschaft langt. Nein. Und Rechberg ist dem Schlepptau der Großmächte nicht zu entknüpfen. Da, zum ersten Mal, erweist Bismarck sich Europen als den Meister voraussichtiger Staatskunst. Rußland hat in Polen, Litauen, Wolhynien zweihunderttausend Mann, in guter Rüstung, auf den Beinen, dicht dahinter ein eben so starkes Heer; und die begonnene Rekrutirung liefert noch hundertfünzigtausend. Fürs Jahr 1863 eine stattliche Ziffer. Damit wills über das schlecht gerüstete Oesterreich herfallen; im Bund mit Preußen, dem der Sieg die Vormacht in Deutschland brächte. Aber auch die Feindschaft Frankreichs; mit dem Gortschakow sich vielleicht nach ein paar Lusthieben verständigt hätte. Der preußische Staatsmann muß trachten, den Meinungs-spalt zwischen Petersburg und Wien zu verengen (nicht: zu schließen) und Rußlands Groll von Ost nach West, gegen Frank-

reich, zu wenden. Das wird in dem (von Bismarck verfaßten) Königlichem Handschreiben versucht, daß den holländischen in der Rolle des russischen Bonaparte, als den Bedroher des Erdtheiles, zeigt, den Zaren freundschaftlich vor jeder Handlung warnt, die das (allmählich wohl in Raison zu überredende) Oesterreich den Westmächten zuscheuchen müßte, und, in einem Anhängsel, räth, durch einen dem Nachbar bequemeren Zolltarif den preussischen Landwirth und Händler aus dem ins Hochpolitische fortwirkenden Aerger über Rußlands unübersteigliche Zollmauer zu schmeicheln. Nicht Alles gelingt. Doch die vorbringlich sentimentale Franzosenpolitik zerstört den Ponton, auf dem Gortschakow seinen Kaiser in den Gefühlsbereich Napoleons schmuggeln wollte. Alexander kehrt sich zürnend von Frankreich ab und erkennt in dem Minister des berliner Oheims den auch auf der Machtzinne zuverlässigen Wahrer ehrwürdigen Hoheitsrechtler. Der austro-russische Krieg wird vermieden und die Etapenstrafe frei, die, über Schleswig-Holstein (1864), Oesterreich (66), Frankreich (70), in Deutschlands Einung unter Preußens Präsidium führen kann. Die Landtagmehrheit verruft den gehäßten Junker, der ihm die Heeresstärke abgetroßt hat, als einen Barbaren, Freiheitmörder, Zarenknecht. Ruhig aber spricht Bismarck: „Der Polenanspruch (auf die Wiederherstellung ihres Reiches) hat vor Europa keinen Bestand. Das Ganze verschwindet in Utopie, zu deren Verwirklichung man darauf ausgehen muß, zunächst drei große Reiche zu zerstören, Oesterreich, Preußen, Rußland, drei unter den fünf oder sechs europäischen Großmächten in die Luft zu sprengen, um auf den Trümmern dann eine neue phantastische Herrschaft von sechs Millionen Polen über achtzehn Millionen Nichtpolen zu begründen. Den Gedanken der Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1771 braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Unausführbarkeit zu überzeugen. Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch wenn sie nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine Form politischer Krankheit, deren geographische Verbreitung sich, leider, auf Deutschland beschränkt.“ Der wankt nicht.

Ist die Lebensarbeit des Erziehers verthan und wird auch in dem Deutschland, daß er schuf, der Hügel, auf dem nur für des Reiches eigenen Nutzen von nüchternen „Selbstsucht“ zu sorgen

wäre, von der Fluth laulich trüben Gefühlsdranges überschwemmt? Mancher möchte wohl antworten, nicht sentimentale Politik, sondern Nothwehr empfehle, zwischen Rußland und dem Deutschen Reich einen Pufferstaat zu schaffen. Aus so hohlen Worten läßt sich nicht einmal das Gerüst zu einem Hausbau zimmern. In Erdtheilen ohne moderne Wehrmächte mag ein Pufferstaat für begrenzte Frist die Reibung lindern; Beispiel: Afghanistan. Vor der Gefahr russischen Vorstoßes (der, wenn er gesplittert ist, zwanzigmal wiederholt werden kann) schützt nicht ein Polsterkissen; schützt nur ein starker Panzer. Kann Oesterreich-Ungarn ein Stück des russischen Polens erobern (dessen Adel die beiden Nikolais mit einer Huldigungsadresse, nicht mit der oft angekündeten Rebellion, als Feldherren begrüßt hat) und glaubt es, noch mehr Polen in Habsburgs Reich einlassen zu dürfen: sein Wille ist frei. Einen selbständigen Polenstaat aber, Republik oder Monarchie, mit einem Albertiner, Zöllern, Erzherzog, Uradeligen als Herrscher, könnte Preußen nur dulden, wenn es sich entschlossen hätte, Posen, Westpreußen, Oberschlesien aufzugeben. (Der Plan einer Umsiedlung, die Preußens Polen in den Jagellonenstaat abschöbe und auf ihre Plätze die Deutschen aus Rußland rief, rechnet nicht nur allzu hastig mit der Möglichkeit neuer Völkerwanderung, sondern vergißt auch, daß ein auferstandenes Polen außer den Menschen den Boden, der sie gebar, für sich fordern würde.) Nach dem Krieg muß Preußen ernstlich und gültig des Versprechens gedenken, in dem Stein und Hardenberg 1814 übereinstimmten: „den polnischen Bürgern jeden mit dem Staatsbestand vereinbaren Wunsch zu erfüllen.“ Weder Sprachenzwang noch gar Enteignungsrecht; dem fähigen Polen sei nirgends eine Thür verriegelt, die sich dem deutschen Staatsgenossen aufthut. Daß er auf die Krönung nationaler Gemeinschaft verzichten muß, ist hart genug. Dennoch: er muß. Mit Trugspeise aber soll man ihn nicht in freundliche Laune mästen. Das Polenreich (das just vor hundert Jahren Talleyrand und Lord Castlereagh wiederherstellen wollten) mußte den Staatsverband Preußens lockern; würde ihm schnell gefährlicher, als Serbien dem Beherrscher Kroatiens und Bosniens je war. Das preußische Polen, schrieb Gneisenau, „ist ein Lebensorgan, ohne das der Staatskörper nicht lange bestehen könnte.“ Im Kampf um den Osten ist, von der ersten bis zur zweiten Schlacht

bei Tannenberg, viel preußisches Blut geflossen. Um jeden Zoll der Erde, in die es sickerte, mühten wir wie um ein Heiligthum des Stammes fechten. Unnöthig ist, unnützlich war immer, dem Polenkind den Weißen Adler aus dem Ohr zu haken. Doch erst über Preußens Wsche dürfte er die Schwingen wieder himmelan heben.

Victorie in Vlaanderland.

Zum dritten Mal soll in der Zeitspanne eines Jahrhunderts zugleich mit Polens auch Belgiens Schicksal von fremder Macht gestaltet werden. Die Erinnerung an den keltischen Kriegerstamm der Belgae, die den Römern die Eroberung Galliens Schritt vor Schritt wehrten, dem großen Julius Caesar sieben Jahre lang widerstanden, unter Claudius Civilis den Bataveraufuhr zu ernster Gefahr für Rom machten und denen in Südbritanien Verwandte lebten, war dem Gedächtniß der mit dem *Bellum Gallicum*, den Kämpfen gegen Nervier, Remer, Viromanduer Gepfagten früh entronnen. In Mythosferne schien ihm auch die „Au am Ufer der Schelde bei Antwerpen“ zu liegen, wo Wagners Deutscher König Heinrich die Fürsten, Edlen, Freien von Brabant zur Heeresfolge nach Mainz heischt, an die Bedrohung durch der Ungarn Wuth mahnt und die Mannheit aufruft: „Nun ist es Zeit, des Reiches Ehre zu wahren; ob Ost, ob West: Das gelte Allen gleich! Was deutsches Land heißt, stelle Kampfeschaaren, dann schmäh' wohl Niemand mehr das Deutsche Reich!“ Die Gallia Belgica war fränkisch, dann lothringisch geworden; kam unter spanische, dann unter österreichische Herrschaft. Die abzuschütteln, drängte zuerst die hitzige Jugend der Hochschule in Loewen. Die Oesterreicher mußten Brüssel räumen; kämpften aber noch ein Jahrzehnt lang um das katholische Niederland und verloren es ganz erst im Frieden von Lunéville (1801). Die „Vereinigten Belgischen Staaten“ blieben der Traum der Sprudeljugend. Bonaparte legte die Hand auf das an Menschen und Erbschätzen reiche Land; peitschte und streichelte es in das Empfinden inniger Gemeinschaft mit Frankreich. blieb auf ein selbständiges Leben Belgiens noch Hoffnung? Ein Franzose, Mirabeau, hatte es als Erster unter Fremden verheißen. Nun begräbt der erste Franzosenkaiser die Zubersticht. Nach seinem Sturz will der Wiener Kongreß, der das Kunstgebild der neutralen Republik Krakau stümpert und den Polen die Erhaltung ihres Volks-

ihmes zusetzt, im Niederland den Glaubensspalt schließen, der seit dem Tag der Utrechter Union (1579) zwischen Katholiken und Reformirten klast. Auf Englands Wunsch klebt er Belgien wieder an Holland und führt den Oranier Wilhelm zum König der „Verinigten Niederlande“ (deren Südgrenze im zweiten Pariser Frieden ins Herzogthum Bouillon gestreckt wird). Der Nothbau hält sich durch drei Lustren. Wie nach der Jakobinerrevolution die Brabanter sich wider Joseph den Zweiten und das „wiener Joch“ erhoben, so steht nach der pariser Julirevolution, nach der Entthronung des katholischen Bourbonenkönigs von Frankreich, das gedrückte Belgiervolk gegen den kalten Knechter, den protestantischen Oranier auf. Beide Stämme: Flamen und Wallonen; bald auch, auf den Ruf des klugen Patrioten Louis de Potter, beide Parteien: Klerikale und Liberale. Das Sturmlied Masaniello (in Aubers Oper „Die Stumme von Portici“) entbindet den Willen zu offener Rebellion. Ueber dem brüsseler Rathhaus flattert das Dreifarbentuch mit dem Bild des brabantischen Löwen. Durch die Straßen gellt das neue Freiheitlied: „Brabançonne“. Nach dreitägigem Straßenkampf muß das Oranierheer aus der Hauptstadt weichen. In Schaaren fliehen die Belgier von Hollands Fahne. Wilhelm läßt von der Citadelle aus die Scheldestadt Antwerpen in Brand schießen. Die Kleisterarbeit des Wiener Kongresses bindet die Theile nicht mehr. Der alte Gueusentrog ist erwacht. Belgien will frei sein; weder zu Holland noch fortan, wie das unentkräftete Konventsgesetz vom Jahr IV bestimmt, zu Frankreich gehören. „Schwarz-Gelb-Roth sei unser Banner; unter ihm fechten wir, wenns sein muß, mit den vervehmten Waffen der Infsamen.“

Aerte, Piken, Mehgerbeile, mit Nägeln gespickte Brettsparen: Das taugte in die Tage der rebellirenden Junker, die, vor dem Ohr der Statthalterin Margarete von Parma, ein Höfsling (1566) einen Bettlerschwarm schalt, die sich seitdem gueux nannten, goldenes und silbernes Bettelmannsgeräth an Hut und Gürtel trugen und im Dickicht, am verglimmenden Lagerfeuer schworen, mit dem blutig aus der Bauchhöhle gerissenen Darm das Antlitz des Herzogs Alba und seiner frommen Folterknechte zu striemen. Jetzt waren andere Waffen nöthig; feinere (und drum wirksamere) erstritten den Sieg. Frankreich, dessen König nun Louis Philippe heißt, will den Einsturz des Niederländerstaates nützen, um dem

seit Leipzig und Waterloo verblähten Gallieruhm die „Nordmarf“, das Keltenland, zu erobern. Tausende Freiwilliger eilen aus Frankreich nach Belgien und geloben sich dem Kampf gegen den Dranier. Sehen die vier Großmächte, die das Königreich der Vereinigten Niederlande als einen Wall wider Frankreichs Vordrang schufen, müßig ihr Kunstgebild zerfallen? Metternich stöhnt über die (von Mirabeau vorausgesagte) Weltreise der Revolution, die überall neue Krater ausbreche; gesteht aber, daß Oesterreich, den Prozeß in den Niederlanden verloren habe.* Zar Nikolai will die Gewalten höllischen Aufruhrs niederwerfen und schickt seinen Feldmarschall Diebitsch nach Berlin, damit er den Schwiegervater Friedrich Wilhelm in den Entschluß zum Krieg überrede. Auch der Dranierkönig Wilhelm bittet den berliner Schwager und Vetter um Hilfe. Noch schwankt in Preußen die Wägschale. Der siebenzigjährige Gneisenau schreibt: „Selbst die Empörung in Polen wird nicht hindern, daß Deutschland gegen Frankreich unter die Waffen tritt; denn die Macht Rußlands wird den polnischen Aufstand, bei der nie erlöschenden Uneinigkeit dieses halb barbarischen Volkes, bald genug dämpfen.“ Auch sein Generalstabschef Clausewitz will den Krieg. Stein fürchtet, die Eitelkeit der Franzosen lehze nach schneller Rache an den Bezwingern Bonapartes. Der König befiehlt zwar den Abmarsch des Vierten Corps aus Sachsen an den Rhein; zaudert aber vor dem Gedanken an den dritten Feldzug gen Westen. Das Niederland war ihm ein schlechter, unverträglicher, übermüthiger Nachbar; und er weiß, daß französische Truppen in Belgien einrücken, sobald ein Preußenbataillon die Grenze überschritten hat. Das Volk der Befreiungskriege für die Bataverenkel bluten zu lassen, dünkt ihn fast Frevel. Da der belgische Aufruhr nicht mehr zu ersticken ist, wäre noch das Vernünftigste, die Umordnung in friedlicher Gemeinschaft mit Frankreich vorzubereiten. Preußens Gesandter in London, Heinrich von Bülow (Schwiegersohn Wilhelms von Humboldt und Großheims Bernhards, der Deutschlands vierter Kanzler wurde), soll für diesen Plan wirken: und findet den Weg an das von Friedrich Wilhelm und seinem Minister Bernstorff erblickte Ziel schon leidlich geebnet. Dem England Wellingtons und Aberdeens war die belgische Sache höchst unbequem geworden. Damit ihm die Hälfte der holländischen Kolonien bleibe, hatte es auf dem Wiener Kongreß den europäischen

Besitz der Oranier mit flamischem und wallonischem Land breit gerundet. Damit dieses Gebiet, das einen wichtigen Theil der Kanalküste umfaßt, vor Frankreich geschirmt sei, hat Wellington den Bau der Südfestungen beschlossen und geleitet. Ein französisches Belgien, gar ein mit Priesterhilfe aus dem Kezerbund gelöstes, das die katholischen Fren in Nachahmung lockt: niemals darf England solche Entwicklung dulden. Truppen hinüberwerfen? Dafür wäre die City, die von dem oranischen Niederland nicht den erhofften Geschäftszins erhalten hat, kaum zu haben; und der liberale Britte, der Wahlrechtsverweiterung und Handelsfreiheit ersehnt, freut sich an dem Frankreich der Julirevolution und des Bürgerkönigthumes. Das schickt seinen schlauesten Mächler, Talleyrand, ins Inselreich. Der neue Botschafter giebt sich als den redlichen Mann und arglosen Friedensbürger. Belgien an uns leiten? Wir denken nicht dran; müssen nur gegen den Einbruch einer fremden Macht gesichert sein. Auf diese Straße kann Bülow treten. Die Konferenz der fünf Mächte wird nach London einberufen. Noch einmal versucht der Zar, dem „Barrakadenkönig“ (Louis Philippe) die Pforte, die in den Hohen Rath von Europa einläßt, zu verrammeln; er will Frankreichs Bevollmächtigten erst zulassen, wenn die pariser Regierung sich verpflichtet hat, in Belgien den Rechtszustand wiederherzustellen und zu erhalten, der vor der brüsseler Revolution galt. Das, antwortet Friedrich Wilhelm, „kann niemals erreicht werden.“ Preußen rettet Belgien vor Rußlands Grimm. Nikolai Pawlowitsch muß in den Haag schreiben, sein Wille sei einsam geblieben und die russische Waffenhilfe werde, wenn die anderen Mächte des Vierbundes nicht mitschlügen, Holland nur schaden. Am vierten November 1830 beginnt in London die Konferenz.

Im London Wilhelms des Vierten, des Matrosenkönigs, der noch im November das konservative Ministerium Wellington durch das Whig-Kabinet Grey-Palmerston-Russell ersetzen muß. Die Vertreter des Vierbundes (England, Oesterreich, Preußen, Rußland) sind einig in der Erkenntniß: Belgien darf nicht in die Machisphäre Frankreichs gleiten. Den Oranieren, die der Brüsseler Kongreß, nach der Beschließung Antwerpens, entthront hat, ist die jüngere Krone nicht zu erhalten. England opfert den Schützling, wie es manchen Sultan und Dey, wie es gestern die Bourbonns geopfert hat. Ihm soll der neue Staat ein williger Kontorfreund

und dankbarer Küstenwächter werden: deshalb erfüllt es ihm jeden nicht ganz vernunftwidrigen Wunsch. Soll, wie Rußland und Preußen empfehlen, die Schleifung der südbelgischen Festungen beschlossen werden? Palmerston möchte den demüthigenden Beschluß hinauschieben; französischen Einbruch würde ja Britanniens Heer abwehren (das ihm stärker scheint als jedes aus allgemeiner Wehrpflicht entstandene; besoldete Freiwillige, faselt er, „sind dem Feldherrn ein besseres Werkzeug als eine Bande von Sklaven, die ihren Heimstätten mit Gewalt entrisen wurden“). Einstweilen genügt Bülow's Vorschlag, Belgien für einen neutralen Staat zu erklären und die Unantastbarkeit seines Gebietes von allen Großmächten verbürgen zu lassen. Der preußische Antrag wird zugleich mit der Theilung der Niederlande angenommen. Wer aber soll in Brüssel herrschen? Während der Polenaufstand Rußlands und Preußens Heere beschäftigt und zum ersten Mal der Plan auftaucht, einem österreichischen Erzherzog die Jagellonenkrone zu geben, heißt Belgien ein Haupt. Der Kongreß denkt an den Herzog von Nemours, den zweiten Sohn Louis Philippes. An Dessen Thron ließe Frankreich nicht rütteln; und gewiß ist der junge Herr so bescheiden bürgerlich wie sein Vater, der zu Fuß durch die pariser Straßen spazirt und bei Regen irgendeinen Bourgeois unter seinem Schirm an die Hausthür geleitet. Diese Kandidatur ist natürlich nicht durchzusetzen; zwei Kronen für Orleans, ein Franzose als Belgierkönig, die Neutralität eine Vosse: keine Großmacht könnte zustimmen. Die Konferenz beschließt, daß ein den fünf großen Herrscherhäusern Angehöriger niemals den belgischen Thron besteigen dürfe. Preußen versäumt eine bedeutsame Stunde. Da vier Großmächte in dem Wunsch übereinstimmen, Belgien vor dem Einfluß des französischen Nachbarn abzudecken, winkt dem anderen, dem preußischen Nachbar eine ergiebige Möglichkeit: er müßte sich die Belgier befreunden und für die Wahl eines vertrauenswürdigen Hauptes wirken. Das geschieht nicht. Hollands Gesandter, Graf Verponcher, wird in Berlin viel höflicher behandelt als der belgische Baron Behr. Und bald darf Palmerston sich als den Vater des neuen Staates vor Europa brüsten. Seine Gnade giebt ihm den König: den Prinzen Leopold von Koburg. Einen deutschen Fürsten und russischen General, der aber als Ehemann der britischen Thronerbin zum Engländer geworden war und mählich die Mutter-

sprache verlernte. Als vierzigjähriger Wittwer wird er zum König der Belgier gewählt; heirathet später des Bürgerkönigs Tochter Luise; bleibt aber, wo sein Geldmachertrieb es erlaubt, auf dem Festland der gehorsame Statthalter Englands, dessen junge Königin, seine Nichte Victoria, er dem Koburger Albert vermählt. Sein Königthum wird von dem Oranier bestritten und seine Miliztruppe von den tapferen Holländern überrannt. Doch Louis Philippe hilft. Er schickt, die Neutralität Belgiens zu schützen, den Marschall Gérard mit einer Armee über die Grenze und schreibt an Leopold: „Meine beiden ältesten Söhne werden den Feldzug mitmachen; auch der Herzog von Nemours, der jetzt Ihre Krone trüge, wenn ich sie nicht abgelehnt hätte.“ Holland muß weichen, aber auch Gérard rasch abmarschiren. Talleyrand entschleiert nun endlich seinen lange verborgenen Plan: Preußen, Frankreich, Holland theilen das Land; wenn Antwerpen und Ostende Freihäfen werden, wird England nicht widersprechen. Bülow weiß, daß ihn, wenn er für solchen Vorschlag einträte, sein gewissenhafter König fallen ließe. Zum zweiten Mal rettet Preußen die Selbständigkeit Belgiens. Das wird nun, nach den Vierundzwanzig Artikeln der Londoner Konferenz vom fünfzehnten November 1831, von allen Großmächten anerkannt und lebt fortan auf dem Grundrecht einer Verfassung, deren wichtigster Satz ausspricht, daß alle Staatsgewalt vom Volk verlihen werde. Leopold beschwört sie; darf nach ein paar Jahren aber zuverlässigen Handlangern zuraunen: „So lange Belgien sich nicht von Grund aus ändert, bin ich der Staat.“

Noch aber sitzen die Holländer in der antwerpener Citabelle. Als Paßkiewitsch in Polen den Aufstand niedergedrungen, soll die Hauptstadt gestürmt und in der pariser Kammer der Korse Sebastiani gesagt hat, in Warschau herrsche jetzt Ordnung, können England und Frankreich den müden Ostmächten das Schauspiel neuen Waffenganges zumuthen. England soll Hollands Schiffe in Beschlag nehmen, Frankreich die Oraniertruppe aus Antwerpen jagen; Preußen mag für die Dauer dieses Unternehmens Ostbelgien besetzen. Mürrisch lehnt Friedrich Wilhelm den Antrag ab; nach der polnischen Belästigung wollen die drei Ostmächte sich nicht in neuen Hader verstrählen und beschränken sich deshalb in die Geberden „moralischen Widerstandes“. Der hindert den Marschall Gérard nicht, als Europens Feldherr vor Antwerpen zu

rücken. Nach vier Wochen ergiebt die Festung sich zwölffacher Uebermacht; und die Franzosen ziehen heimwärts. Erst nach sechs Jahren aber räumt König Wilhelm die kleinen Scheldbefestigungen Plessenshoef und Lillo; ist Leopold Herr seines ganzen Gebietes. Auf ihrer Weltreise ist die Revolution in Italien und Polen zermalmt, in Frankreich und Belgien vom Sieg gekrönt worden. Preußen hat nichts, Frankreich einen gefälligen Nachbar und Eidam, England einen pfiffigen Lehnsmann, der Papst eine neue Provinz gewonnen, dicht neben dem niederländischen Calvinerreich den katholischen Staat, den Cardinal Richelieu aus Spaniens Niederland machen wollte. Hätte der fünfte Kaiser Karl nicht, als er seine Vaterstadt Gent, weil sie ihm eine Steuer weigerte, mit Waffengewalt bezwungen hatte, die große Rolandsglocke entfernt, die so lange unter dem goldenen Drachen der Wetterfahne im Belfried hing, dem sechzehnten Papst Gregor und dem Genüßling Palmerston dürfte sie jetzt läuten: Victorie in Vlaanderland!

Deutscher Sieg.

Die vierundvierzig Glocken des Belfrieds tönen wieder über den Häuptern deutscher Reichskrieger. Die sah Ostflanders Hauptstadt nicht, seit die habsburgische Besatzung abzog. Dicht neben dem Glockenthurm weht nun von Gents gotischem Rathhaus die deutsche Fahne. Und auf einem Schlenbergang können unsere Krieger (die nicht um Sold fechten und die Ihr deshalb nicht Soldaten schelten dürfen) am Freitagsmarkt die Tolle Grete begucken, die einst gefürchtete Eisenkanone, die dreiunddreißigtausend Pfund wiegt und hundertvierzig Pfund Pulver schlucken kann; die Schwester der brandenburgischen Faulen Grete aus dem fünfzehnten Jahrhundert und Urahnin des Riesenmörfers, mit dem General von Beseler die Festung Antwerpen viel schneller bezwungen hat als von den Tagen Alexanders von Parma bis zu denen des Marschalls Gérard je ein Belagerer. (Vielleicht unterstanden dem Preußen auch die Geschütze, die der belgische Kriegsminister für die Scheldeburg bei Krupp bestellt, deren Abholung er aber verzauert hat.) Nur vier nicht in Essen Heimische kannten diesen Mörser, den die Firma Friedrich Krupp auf eigene Kosten schuf und den, weil sein Geschöß die stärkste Betonfestung rasch in Schutt zerschmettert, dann unsere Heeresverwaltung erwarb. Müßten wir

und des Zerstörungswerkzeuges schämen und von der „Kulturwelt“ die herbe Rüge hinnehmen, von Faust und der Neunten Symphonie habe unser Volkstolz sich zu den Zweihundvierzig-Centimeter-Geschützen erniedert? Nein. Nur festerer Wille zur Wirklichkeit (also: zu deutscher Macht) unterscheidet die Kriegereschaar, die jetzt auf fünf Walstätten kämpft, von dem Volk der Dichter und Denker. Auch ihr Hirn sehnt sich in den Bezirk der Musen. Vor den Bleibseln niederländischer Gotik, vor den Wundern vlamischer Bildnerkunst leuchtet ihr Auge in Andacht. Von der Lippe der Mannschaft, die aus drei Straßen auf den brüsseler Paradeplatz marschirt ist, klingt, als der letzte Mann in der Reihe steht, unbefohlen ein deutsches Lied. Aus allen Schützengräben dankt jauchzender Zuruf dem furchtlosen Musikmeister, der aus erdgrau umwickelten Hörnern und Tuben im Wüthen des Feuergefechtes seinen Franzern Märsche, Schlachtgefänge, Reigen ins froh aufhorchende Ohr blasen läßt. Nicht nur für den Nahrungraum der Kinder und Enkel sieht diese Schaar: auch für die Herrschaft des deutschen Genius, für die Gemüthsmächte, die aus Goethe und Beethoven, Bismarck und Schiller, Kant und Kleist in Ewigkeit wirken. Und nie war gerechterer Kampf; nie einer, dessen Ertrag so wie dieses noch den Uebertundenen beglücken muß. Damit er sieghaft sei, mußten wir ihm die gewaltigste Waffe schmieden. Ueber die Auen der Schelde schwingt sich das Königswort: „Wie fühl' ich stolz mein Herz entbrannt, find' ich in jedem deutschen Land so kräftig reichen Heerverband! Für deutsches Land das deutsche Schwert: so sei des Reiches Kraft bewährt!“ Diese Kraft formte der Geist. Der Erwerb solcher Waffen war nur möglich, weil Millionen fleißiger Menschen mit rastloser Arbeit aus dem armen das reiche Deutschland gemacht hatten, das den Krieg nun als Großindustrie bereiten und führen konnte. Und was der Geist schuf, dient wieder dem Geist. Soll nicht verwüsten noch Freie uns in Hörigkeit bändigen, sondern aus Trümmern witternder Kultur junges, reiches beseeltes Leben ans Himmelslicht fördern. Soll, muß, wird der nie römischerstarrenden Majestät edelster Deutschheit neue Provinzen erobern. Sonst wäre, und schwemmte ein Vastolos Abermilliarden in den Rhein, der Aufwand zu diesem Krieg schmählich verthan. Wecket, Ihr vierhundertvierzig Klöppel, aus banger Nacht zu Morgenjubel die Stätte, auf die einst Bal-

duins Eisenarm die feste Burggebaut hat. Lätet durchs Flanderland, bis in Brabant hinein die frohe Kunde, daß Eurer Heimath Frühling, nicht finsternder Winter, naht. Daß die Stunde schlug, die zwischen Germanen und Galliern den uralten Erbstreit über das Lotharingerreich schlichtet. Und daß, trotz Allem, was gestern war, der Deutsche willig ist, den Blamen, auch den Wallonen, der Halbfranz sein möchte, mit brüderlichem Gefühl zu umfassen.

Unser Heer ist nicht ausgezogen, belgisches Land zu erobern. Wer klaren Sinnes weiß, wohin er geht, kommt nicht immer ans Ziel; ermüdet manchmal unterwegs und scheut dann die Mühsal der Strecke, die sein inneres Auge ermißt. Theodorich wollte aus Thrakien nach Byzantion ziehen, den Kaiser Zeno vom Goldstuhl stoßen: und fand seines Lebens Werkstatt in Italien; herrschte mit dreißigtausend Ostgoten dreiunddreißig Jahre lang über das Land seiner Weströmerkultur und hinterließ es in reicherem und würdigerem Stand, als es unter Odoaker gekannt hatte. Der war den Goten mit listiger Tücke begegnet; doch kein Italer büßte den Sippenverrath. Seitdem ist oft Einer weit gekommen, der nicht wußte, wohin sein Fuß schritt. In dem gegen vier Großmächte zu führenden Krieg, dessen Westfront allein von der Nordsee bis an die Alpen, von Gent fast bis Genf sich dehnt, schien auf Europas Erde, die unter seiner Brunst dorrt, ein die Wurzel des Siegervolkes stärkender Gewinn nicht erreichbar. Goldentschädigt nicht von dem Verlust des Jugendgewimmels, und das wir schon nach zehn Kriegswochen trauern mußten; war unter je zehntausend Tüchtigen auch nur ein Schöpferhirn, dann wärs mit tausend Millionen zu karg bezahlt. Und welches deutschem Volksthum nöthige, in hehrster Wortbedeutung nützliche Landstück könnte uns in Europa Frankreich, könnte gar Rußland räumen? „Unangreifbar“ (so heißt in offiziellem Schwag das Losungswort) zu werden, das Wesen des Wifingers gegen des Newhorkers, des flinken Hechtes gegen des trägen Karpfen auszutauschen, dem im ungefährdeten Teich der feiste Rücken vermoost, darf nie eines Deutschen Wunsch sein. Und an

¹⁾ oft Unmuth und Verweigerung vor sich zu haben, was man in Frankreich in Macht und Reichthum strogende Leben. Jetzt wissen wir, wofür gekämpft wird. Nicht für französische, polnische, ruthenische, esthnische, lettische Bezirke noch für Milliarden; nicht, um nach dem Sieg in Gefühlstümpel tauchen und den erkälteten Rumpf dann

am Dinkel des Völkerbefreiers rösten zu können. Nein: um auf das schmale Aermelthor, das den Weg ins Weltmeer öffnet und schließt, die Sturmflagge des Reiches zu hissen. Ich könnte mir vorstellen, daß Deutschlands Kriegsherr, wenn nach Ostende noch Calais erobert ist, aus Ost und West die Heere und die Geschwader heimwies und geruhig zu den Feinden spräche: „Was Deutschlands Kraft und Wille vermag, spüret Ihr nun; und werdet fürder wohl lange überlegen, ehe Ihr es anzugreifen waget. Von Euch begehrt Deutschland nichts mehr. Nicht einmal den Ersatz seiner Kriegskosten; von denen entschädigt der heilsame Schrecken, den es ringsum in den Herbstschlachten schuf. Wollt Ihr von uns Etwas: der Fehdeheischung werden wir uns nie weigern. Wir bleiben im belgischen Niederland, dem wir den dünnen Küstenstrich bis hinter Calais anfügen (Ihr, Franzosen, habt ja genug bessere Häfen); enden aus freiem Willen den Krieg, der uns nach der Ehrenwahrung nichts mehr erstreiten könnte; kehren in die Freude Werthzeugender Arbeit zurück; und greifen erst wieder nach den Waffen, wenn Ihr versuchet, uns aus dem blutig Erworbenen wegzudrängen. Feierlichen Friedensschluß, mit Schachermachei, Pergament und Siegel, brauchen wir nicht. Die Gefangenen werden frei. Eure Festungen mögt Ihr behalten, wenn sie Euch nicht entwerthet, die Aufbauten noch lohnend scheinen. Morgen ist wieder Alltag.“

In den Kriegswehen war der zweitschlimmste Kunstfehler das schrille Bekenntniß, Deutschland habe die (auf Preußens Antrag beschlossene, von Europa verbürgte) Neutralität Belgiens verlegt. Auch wenn der vom Volksgewissen ersehnte Personenwechsel nicht länger, nicht allzu lange aufgeschoben, für das Geschäft der Friedensbereitung ein Staatsmann gefunden würde: die Selbstanklage des reuigen Ethos bleibe stehen. Von diesem Bekenntniß löst uns kein Gott und kein Teufel; entbürdet uns auch nicht der Wahrscheinlichkeitserweis anderer Absicht auf Neutralitätsbruch. Ist's würdig, auf Katzenpfoten um die Breispfanne zu schleichen? Der Nation würdig, aus der solches Heer werden konnte? Ich glaube nicht, daß Frankreich, statt in Elsaß-Lothringen, in der matte Herzen selbst in Feuer wirbelnden Luft der „geraubten Provinzen“, hinter dem ehernen, mit einer Milliarde bezahlten Sperrgurt, zu sechten, durch Belgien in unser Rheinland einbrechen wollte; glaubte nicht, daß die belgische Bourgeoisie, der jede Gewerbestörung ein Gräuel

ist, ihm diesen Durchzug gestattet, noch, daß England dem Bundesgenossen erlaubt hätte, den König Albert zum Lehnsmann der Republik zu machen; und bin überzeugt, daß die Vereinbarung, deren Spurjeter schnüffelt, die drei Mächte nur für den (längst in allen Lehr- und Nachschlagebüchern erwähnten) Fall deutschen Eindringens band. Wozu das Indiziengestöber? Um so übler für uns, wenn der Kanzler das Reich, dessen Recht er zu wahren verpflichtet ist, laut einer Sünde zleh, der es nie schuldig wurde und die doch untillgbar nun an seinem Ruf haftet. Da Krupps Zweiundvierziger und Skodas Motorhaubizen den Ostgürtel Frankreichs zu sprengen vermögen, hätte ich als verantwortlicher Minister des Kaisers das Haupt des Großen Generalstabes ersucht, seinen Feldzugsplan nirgends auf belgischen Boden zu stützen; und überschätze seine Strategenkunst gewiß nicht mit der Zuversicht, daß unser Heer auch dann heute schon im Argonner Wald und an der Visne stünde. Noch den unterwischlichen Fehler muß der Staatsmann aber mit so zähem Muth verfechten, als gings um das Reichspanier, um die Krone, um ein mit dem Ehrensast der Volkheit getränktes Wiefenhälmmchen. Aus schlecht Geschehenem die beste Möglichkeit zu erwirken, mahnt ihn unter jeder Sonne die Amtspflicht; wer ihr nicht genügt, muß ins Dunkel frommen Bürgerbehagens. Völkerrechtsbruch: nach dem Geständniß würde dem Verurtheilten die Wiedereröffnung des Verfahrens nicht gewährt. Doch die deutsche Menschheit steht nicht, stellt sich nicht vor Europens Gericht. Auch nicht vor Amerikas. Die Depesche, die der Kaiser, seinen reifsten Volksgenossen zu Leid, an den Präsidenten der Vereinigten Staaten schickte, hat Professor Wilson als eine Bitte um milden Schiedsspruch gedeutet; und in dem Antwortbrief (wohl dem seltsamsten, schulmeisterlichsten Schriftstück, das ein mächtiger Monarch jemals empfing) dräuend auf den „Tag der Abrechnung“ gewiesen, der von den Schuldigen Sühne erzwingen werde. „Alle Völker der Erde haben, in erfreulicher Eintracht, beschlossen, solche Abrechnung dem Krieg folgen zu lassen. Und bliebe sie unzulänglich, so würde sie von der Meinung der Menschheit, der höchsten Instanz in diesem Streit, wirksam ergänzt.“ Die nicht in Krieg gerissenen Staaten haben also, wohl nach anglo-belgischem Anruf, beschlossen, unser Handeln, als eines arger Sünde Verdächtigen, zu prüfen, zu richten (zu strafen?): Das wird uns aus Washington angefündet. Sie

haben; perfectum est. So weit sind wir. Wenn Drohung uns ängstete, hätte auf Michels Schlotterhaupt jedes Haar sich gesträubt. Nie hat ein Starker sich in das thöricht dreiste Anstinnen gejocht, dem Spruch geschaarter Schwachheit unterthan zu werden. Wer sich aber nicht der Ungebühr dunstiger Gefühlspolitik beugen will, darf sie auch selbst nicht treiben. Macht schuf uns Recht; nur gewaltigere risse es aus seinem Schaft. Wollt Ihr, Eltern und Kinder, Frauen und Geschwister der deutschen Krieger, daß, mit dem Geld aus unserem Reichssäckel, in Belgien jede Stadt, jedes Dorf, jeder Wald, Park, Acker; so wiederhergestellt werde, wie sie vor dem Kriegsbeginn, vor der Massenelase waren, daß die Quartiersteuer den Gemeinden zurückströme und Loewen, als winzigen Ersatz der von Feuerrohren zehnderten Weisshümersammlung, aus Deutschlands Bibliotheken die kostbarsten Handschriften erhalte? Wollt Ihr's: darüber ließe sich reden. Die Sühnung würde theuer (und grübe die Frage aus, ob der Ertrag ins Maß solchen Aufwandes wuchs); wäre um magereren Preis aber nicht einzuhöfem. Wollt Ihr's nicht: dann bleibt keine andere Wahl.

Lasset Euch nicht in Träume von Vereinigten Europäerstaaten, von mildsinniger Theilung des Koburgererbes (ein Fezhen an Holland, ein's an Luxemburg, vielleicht ein's gar an Frankreich: mindestens ein zärtlich Bedachter würde mit großartiger Ekelgeberde die giftige Speise ablehnen), von Zoll- und Wehreinnahmen, die dem Lande das Recht zu freier Selbstbestimmung wahr. Lasset nicht von der Warnung vor den sieben Millionen Bürgern, die eine fremde Sprache ins Reich brächten, vor den glaubensbrünstigen Katholiken, den engverklüngelten Maurerlogenbrüdern Euren Willen einschüchtern. Die Blumen sprechen nicht, verstehen kaum Französisch; und ihrer (der Mehrheit) Mundart öffnet das Ohr des Niederdeutschen sich schnell. Ist der römische Katholik ein schlechterer Kerl als der Lutherische, Calviner, Gottlose? Wird er den Leuten aus Cleve, Trier, Aachen und Köln sich nicht leichter gesellen als der aus Pommern oder der Sachsenprovinz Zugewanderte? Scheut Ihr vor Freimaurern oder Vernünftlern wie der Stier vor der Rothrübenjade urteutscher Thiergartenmode? Deutschem Wesen ferne, auch feindliche Reichsbewohner, Welsche, Skandinaven, Slawen, Flug, nobel, mit der edlen Gelassenheit des Starken behandeln, einbürgern zu lernen, wird nach dem Kriege eine

Hauptpflicht werden. Den Belgiern aber sind wir der Erzschelm und Höllenspuhlpächter? Blieben es noch, wenn in Loewen und Mecheln jeder Stein mit Gold aufgewogen wäre. Die Wuth kann nur weichen, wenn das von Schillers Feuerathem gepriesene Volk den Nachbar nah sieht und aus der Gemeinschaft Vortheil schöpft. Antwerpen nicht wider, sondern mit Hamburg und Bremen, Lüttich neben den essener, berliner, schwäbischen Waffenfabriken, Cockerill im Bund mit Krupp, Eisen, Kohle, Gespinnst aus Altdeutschland und Belgien vom selben Kaufmannsgeist auf die Weltmärkte geleitet, unser Kamerun und ihr Kongo: solche Profitsluth hat manchen Haß weggebrandet. Den Totfeind, dem er nicht das Schädeldach schlißen kann, wirbt sich der Weise zum Freund; und wird den noch spröden lieber beherrschen und Lederes mitschmausen lassen als an Gönner von unerrechenbarer Wollenszukunft verlieren. Nur: nie wieder ein dürres Reichsland! Von Calais bis nach Antwerpen, Flandern, Limburg, Brabant, bis hinter die Maasfestungslinie: preußisch (deutsche Fürsten feilschen, deutsche Stämme neiden nichtmehr); das Süddreieck mit Elsaß-Lothringen (und Luxemburg: wenn es will) zu einem selbständigen, einem katholischen Fürstengeschlecht anvertrauten Bundesstaat, einem neuen Lotharingen, gefügt. Dann wüßte Deutschland, wofür es geblutet hat. Wir brauchen Industrieland, Wege ins Weltmeer, eine unzerstücte Kolonie, die Gewißheit des Rohstoffbezuges und den ergiebigsten Wohlstandsborn: zu Arbeit tüchtige Menschen. Hier sind sie. Ist Erz und Kupfer, Glas und Zucker, Flachß und Wolle. Hier war aber einst auch Jan und Hubert von Eyck, war Rubens; der Schwärmer Ruyssbroeck und der Klugenschlemmer Jordans. Hier lebte stets, oft freilich im Duster, Germanens Seelchen: flatternde Einbildnerkraft. Und ist nicht hier endlich auch, was, allzu stürmisch meist und in zu rauhem Schimpfrüpelton, jedes deutsche Herz begehrt: der Sieg über England? Auf den Meeren ist er nicht schnell, ist er nie ohne harte Opfer zu erjagen. Mit dem Deutschen Reich, dessen Wörser von einer Kanalküste drohen, dessen Flagge über den zwei größten Seehäfen Europas und über dem Kongobecken weht, müßte Britannien sich, als mit dem Inhaber gleichen Machtrechtes, in Freundschaft verständiges. Will nicht: spring an, Leu! Auf unserer jungen Scholle erwarten wir Dich. Die Zeit der Abenteuer verdämmert. Doch dem Deutschen, der furchtlos zu wollen wagt, hat die Erntearbeit heldischer Krieger rasch die Scheuer gefüllt.

Jeder trage in der Tasche mit sich



Mesbé-Sonnen

und sende sie den Angehörigen im Felde.

Vorzügliches u. unschädliches Heilmittel gegen

Erkältungen und Katarrhe

Mk. 1.— durch Apotheken oder

E. P. Dieseldorff, Berlin NW. 40, in den Zeiten 21 D.



Reiseführer



Stahlbad Alexisbad i. Harz :: Hotel Försterling.

Anerkannt best empfohlenes Haus am Platze. Herrliche Lage am Waldes. Kineses Badaus. Elektrisches Licht und W. C. Illustrierte Prospekte frei. Direktor: **Frimmann.**

Düsseldorf Parkhotel

1. Familienhotel d. Stadt, in vornehmster, ruhigster Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeutend vergrößert. Gr. Konferenz- u. Festsaal. **Dir. F. C. Eisenmenger.**

Sanatorium Theresienhof

bei Gestlar a. Harz. Zur Behandlung der äußeren u. inneren Krankheiten (des Herzens, Magens, Darms etc.). 2 Aerzte. Prospekte. San.-Rat Dr. Gellhorn, Nervenarzt; San.-Rat Dr. Noll, 2. Arzt.

Köln : Hôtel Continental

1. am Dom 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

Köln - Savoy-Hôtel

am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Nürnberg Württemberger Hof

Ganz neuer Prachtbau. Direkt. **Ernst Tonndorf.**

Wiesbaden :: Nassauer Hof

Hochtrornehaus Hotel in bester bevorzugter Ost- und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 3 Badhäuser mit direkt eigenem Kochbrunnenzufuß. 100 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

ZÜRICH HOTEL PELIKAN

Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“ durch die **Anzeigerverwaltung Alfred Weiner** Berlin SW. 68, Friedrichstr. — sowie durch sämtliche **Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzug**

Ferd. Rothschild
Hof.
Bandagen
F. E. RIJDT

Für Gesellschaften. Skafek



Victoria-Café
Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Camphausen-Tönnchen-Siphon

Frisch, Sauber, Selbstbedienung. keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell	5 Liter-Siphon	M. 8,40
Nürnberger, Münchner, Culmbacher		8,25
Kölntritzler Schwarzbier		2,75
Dunkles Lagerbier		2,20

frei Haus oder Bahnhof Berlin.

In hygienisch vollkommener Weise abgefüllt.

F. & M. Camphausen,

Berlin SW. 11. Tel. Litzw. 226/214.

Breslau, Hannover, Stettin.

Flaschenbläser laut Preisliste.

gesellen 1,80 Mk.

Anzeigen-Expeditoren

Wilmersdorfer Gartenterrassen

Untergrundbahnhof Rüdeshheimer Platz
der neuen Bahn Berlin-Dahlem

Hochherrschaftliche Wohnungen

von 4 - 8 Zimmern, mit modernem Komfort
ausgestattet, sind jederzeit zu vermieten.



Erste Qualitätsmarke! Billig! Gut!